

Georg von Andechs ist das Pseudonym des Kriminalbeamten Jörg Ziemer, der seit fast fünfundzwanzig Jahren in seiner Heimatstadt Duisburg Verbrechern das Handwerk legt – mal mit mehr, mal mit weniger Erfolg. Seine dienstlichen Eindrücke und Erfahrungen verarbeitet er in seinen Büchern. Hauptsächlich bekannt ist er in Duisburg und Umgebung durch seine gesangliche Tätigkeit als Solotenor des Duisburger Polizeichores und des Vokalensembles »Restroom Singers«. Jörg Ziemer ist in zweiter Ehe verheiratet und Vater von vier Kindern.

GEORG VON ANDECHS

Recht und Rache

RUHR KRIMI

Dieses Buch ist ein Roman. Handlungen und Personen sind frei erfunden. Ähnlichkeiten mit lebenden oder toten Personen sind nicht gewollt und rein zufällig.

emons:

Gewidmet meiner Marion,
ohne die das Buch niemals vollendet worden wäre

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation
in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische
Daten sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.



© Emons Verlag GmbH
Alle Rechte vorbehalten
Umschlagmotiv: © mauritius images/Alamy
Umschlaggestaltung: Tobias Doetsch
Gestaltung Innenteil: César Satz & Grafik GmbH, Köln
Lektorat: Lothar Strüh
Druck und Bindung: CPI – Clausen & Bosse, Leck
Printed in Germany 2015
ISBN 978-3-95451-489-2
Ruhr Krimi
Originalausgabe

Unser Newsletter informiert Sie
regelmäßig über Neues von emons:
Kostenlos bestellen unter
www.emons-verlag.de

PROLOG

Als der Hammer niedersauste und seinen linken Daumen zertrümmerte, wusste Kollmann, dass diese Geschichte für ihn nicht gut ausgehen würde. Der brutale Schmerz, der ihm die Tränen in die Augen trieb und sich in seiner Kehle zu einem kreischenden Schrei entlud, war fast nichts angesichts der Erkenntnis, es nicht mit normalen Entführern zu tun zu haben und dass der erste Schlag nur der Anfang sein würde. Damit hatte er recht.

Sie nahmen ihn sich methodisch vor, zerschlugen systematisch Finger für Finger, und als sie damit fertig waren, beschäftigten sie sich mit seinen Unterarmen. Elle und Speiche zerbrachen mit einem Knacken, als hätte man einen Ast zum Feuermachen übers Knie gebrochen. Zu diesem Zeitpunkt gab Kollmann nur noch eine Mischung aus Winseln und Röcheln von sich. Dann wurde es schwarz um ihn.

Ein Eimer Wasser, der ihm über den Kopf gegossen wurde, brachte Kollmann wieder zu sich. Als er die Augen öffnete, blendete ihn der Schein einer ultrastarken Taschenlampe.

»Warum?«, krächzte Kollmann. »Warum tut ihr mir das an? Was habe ich euch getan?«

Wider Erwarten erhielt er tatsächlich eine Antwort, allerdings in einer brutalen Eindeutigkeit. Der Schlag gegen sein Kinn riss seinen Kopf nach hinten, und ihm wurde übel. »Nichts hast du uns getan«, hörte er eine Stimme durch den Nebel in seinem Kopf, »aber anderen, die sich nicht wehren konnten wie wir.«

»Aber ich habe für alles bezahlt«, jammerte Kollmann. »Ich habe danach nichts mehr getan. Lasst mich laufen, bitte!«

Leises Lachen erklang, und aus dem Hintergrund des Raumes schob sich eine Gestalt an Kollmann heran, größer und breiter als die anderen. »Nun gut, dann geh. Wenn du es bis zur Straße schaffst, hast du gewonnen. Wir lassen dir fünf Minuten Vorsprung, dann folgen wir dir. Wenn wir dich einholen ... du hast sicher genug Phantasie. Schließlich hast du sie schon zur Genüge ausgelebt. Macht ihn los«, wandte sich die Gestalt an eine andere, die zu

Kollmann eilte und die Riemen löste, mit denen er an die Lehnen eines wuchtigen Holzstuhls gefesselt war.

Ganz automatisch versuchte sich Kollmann mit den Armen beim Aufstehen abzustützen. Der Schmerz war unbeschreiblich, aber als noch grausamer empfand er das Lachen der ihn umstehenden Gestalten. »Noch viereinhalb Minuten«, sagte der Anführer, und trotz der Skimaske wusste Kollmann, dass der Mann breit grinste. Kollmann wuchtete sich aus den Beinen hoch und torkelte in Richtung der Tür, die er trotz des Halbdunkels erkennen konnte. Einer seiner Peiniger zeigte wie zum Hohn auf die Klinke. »Viel Spaß beim Runterdrücken«, meinte er hämisch. Kollmann biss die Zähne zusammen und drückte die Klinke mit dem Ellbogen hinunter, und obwohl der gebrochene Unterarm scharf protestierte, gelang es ihm, die Tür aufzustoßen und ins Freie zu torkeln.

Erst als ihn der kühle Nachtwind traf, bemerkte Kollmann, dass er völlig nackt war. Wo sind meine Kleider, dachte Kollmann verwirrt, mein Armani-Anzug, das Van-Laack-Hemd und die Rolex? War es das, worum es ihnen ging? Aber warum haben sie mich dann gefoltert? Er war stehen geblieben und atmete tief durch, um den Kopf wieder klarzubekommen. Rings um ihn herum standen hohe Bäume. Wald, dachte Kollmann. Ich bin in einem Wald, aber wo ist hier eine Straße? Im Dämmerlicht der dünnen Mondsichel, die den verzweifelten Versuch machte, etwas Licht durch die nackten, aber dicht stehenden Bäume zu senden, bemerkte er plötzlich einen matschigen Weg vor sich, und als er sich umdrehte, sah er die Waldhütte, aus der er gerade geflohen war.

Sofort begann er mit ungelassenen Schritten den Weg entlangzulaufen, als er vor sich etwas schimmern sah. Er hielt an und sah nur wenige Zentimeter vor seinen Beinen einen dünnen Draht, der quer über den Weg gespannt war. Eine Falle, durchfuhr es ihn, und als er darüber hinwegspähte, sah er kleine Buckel, die zu gleichmäßig waren, um natürlich entstanden zu sein. Er kannte sie nur zu gut. Minen, dachte er matt. Sie haben den Weg vermint. Was nun?

Kollmann schlug sich instinktiv in die Büsche. Er war erst wenige Meter weit gekommen, als er hörte, wie die Tür der Hütte aufgerissen wurde und drei johlende Gestalten herausstürzten. »Freu dich, Kollmann! Wir kommen!«

Kollmanns Blut gefror zu Eis. Verzweifelt versuchte er sein Tempo zu erhöhen, doch schon bald hatten die Verfolger seine Fährte aufgenommen, und er konnte hören, wie sie mit jeder Sekunde näher kamen. Er drehte sich im Laufen halb um und begriff beim nächsten Schritt, dass genau dies ihre Absicht gewesen war.

Das Fangeseil grub sich mit urtümlicher Gewalt in seinen rechten Unterschenkel, und Kollmann stürzte schreiend zu Boden. Er hätte nicht sagen können, wo der Schmerz größer war, ob im Bein oder in den beim Fallen instinktiv ausgestreckten Armen, auf denen er hart landete. Auf alle Fälle ließ die Agonie ihn sofort das Bewusstsein verlieren.

Noch einmal erwachte Kollmann. Er saß wieder in dem Folterstuhl, und das Blut floss an seinem Bein hinab, von dem man die Bärenfalle entfernt hatte. Hoffnungslos sah er den großen Mann an, der vor ihm stand. »Ihr habt mir nicht die geringste Chance gelassen«, flüsterte Kollmann.

Der Mann schüttelte den Kopf. »Nein. Du hattest auch keine Chance verdient.« Und mit diesen Worten zog er sich die Skimaske vom Gesicht.

Dass Kollmann sein Gegenüber erkannte, zeigte sich, als er trotz halber Bewusstlosigkeit die Augen weit aufriss. »Du?«, flüsterte er. »Oh mein Gott ...«

»Ja. Möge er dir gnädig sein – obwohl ich das bezweifle.« Als sich der Hammer dieses Mal hob, begann Kollmann erneut zu schreien.

Aber nur seine Peiniger hörten ihn.

EINS

13. Januar 2013

»Komm, noch etwas fester.« Gespannt sah Klaus Heppner Marion Paschen an, die mit zusammengepressten Lippen auf der anderen Seite ihres Küchentisches saß. Ihre linke Hand lag in seiner, und er wartete wie seit einem Jahr darauf, dass sie endlich mehr Druck auf seine Hand ausüben würde. Marion hatte den Anschlag von Petra Hammer, die aus Wut und Rachsucht versucht hatte, ihren Schädel zu zertrümmern, weitestgehend ohne bleibende Schäden überstanden; Ausnahmen bildeten dabei aber ihre regelmäßig wiederkehrenden Alpträume, die sie schreiend aus dem Schlaf hochschrecken ließen, und die Teillähmung ihrer linken Hand.

Professor Dr. von der Groeben hatte ihnen erklärt, dass es für die Taubheit keinerlei physiologische Gründe gab und dass die schockbedingte Nervenlähmung mit der Zeit abklingen würde. Doch jetzt, gut zweieinhalb Jahre nach ihrer Kopfverletzung, kam, wie schon länger befürchtet, ein weiterer Faktor hinzu. Marion lebte nach der Devise: »Gott, gib mir Geduld – aber dalli!« Ihre linke Hand seit einem Jahr quasi nur in Zeitlupe und mit äußerster Konzentration benutzen zu können, zerrte an ihren Nerven. Sie wurde zusehends launisch und aggressiv, und alle Versuche, sie zu beruhigen, schienen ihre Frustration nur noch zu steigern.

»Drück doch selber, wenn du meinst, es besser zu können«, fauchte sie Klaus Heppner an, der diese Ausbrüche bereits kannte.

»Es geht nicht um meine Hand, sondern um deine.«

»Fein, vielleicht können wir zur Abwechslung mal tauschen. Ich habe keinen Bock mehr, mir etwas vorzumachen.« Marion sprang auf und rannte durch das Wohnzimmer auf die Terrasse. Heppner folgte ihr langsam.

Beide wohnten mittlerweile in Wanheimerort, nachdem sie den Beschluss gefasst hatten, zusammenzuziehen, und Marion ihr Haus in Walsum verkauft hatte. Genauer gesagt hatten sie das Mehrfamilienhaus auf der Erlenstraße von den Erben Tobias Kastners gekauft und ein wenig umgebaut. Ihre Wohnung umfasste das gesamte Erdgeschoss nebst kleinem Garten und der ersten Etage. Die Verbindung

wurde durch eine Wendeltreppe zwischen den beiden Fluren hergestellt. Das Haus selbst war über hundert Jahre alt und zeichnete sich insbesondere durch die drei Meter hohen Decken aus. Die Wände waren derart dick, dass selbst bei fünfunddreißig Grad im Schatten die Hitze draußen blieb – oder wie jetzt im Winter die Kälte.

Im Gegensatz zu populären Vorurteilen war Wanheimerort ein durchaus attraktiver Stadtteil. Von der Erlenstraße gelangte man direkt zum Wanheimerorter Markt, wo man sich zweimal pro Woche mit frischen Lebensmitteln eindecken konnte, und die Fischerstraße, eine Basarstraße mit vielen Geschäften, grenzte direkt daran. Von den Bewohnern der Straße waren beide herzlichst aufgenommen worden. Besonders der ihnen mit seiner Familie gegenüber wohnende Mann zeigte sich begeistert, dass ein Polizist das Haus gekauft hatte.

»Kannst du von Glück sagen! Ist eine tolle Gegend hier, keine Zigeuner und so.« Er selbst war Türke.

Als Heppner seiner Freundin die Hände auf die Schultern legte, bemerkte er, dass sie bebten. Marion weinte unhörbar, und als er sie behutsam umdrehte, rannen Tränen an ihren Wangen herunter. »Warum wird es nicht besser, Klaus?«, fragte sie stockend.

Heppner widersprach. »Es wird aber doch besser. Noch vor zwei Monaten warst du noch nicht in der Lage, die Finger einzeln zu bewegen. Das klappt jetzt schon prima. Und bei dem Versuch, eine Faust zu machen, kommst du auch schon viel weiter als noch vor kurzer Zeit.«

»Aber ich muss mich auf jede einzelne Bewegung unsagbar konzentrieren. Keine einzige Bewegung ist selbstverständlich, und nichts klappt, wenn ich meine Hand dabei nicht ansehe. Ich glaube, es ist hoffnungslos.«

Sie hatten diese Diskussion schon etliche Male geführt, und Heppner wusste, dass sie sich im Kreis drehten. Bevor er jedoch zu einer Antwort ansetzen konnte, klingelte das Telefon. Er klopfte Marion auf die Schulter, küsste ihren Nacken und ging zurück ins Wohnzimmer. Na klar, ein Anruf mit unterdrückter Nummer an einem Samstagvormittag, das konnte nur eins bedeuten. Er hob ab und wappnete sich schon mal für das Schlimmste.

»Heppner.«

»Hallo, Klaus, ich bin's, Helmut Schiller. Wenn meine Liste stimmt, hast du dich mal wieder für die falsche Woche als Bereitschaftsbeamter der Mordkommission eintragen lassen.«

»Falsche Woche?«, knurrte Heppner sarkastisch. »Bei unserem Personalmangel bin ich schon froh, mal eine Woche nicht auf der Liste zu stehen. Fast die Hälfte unserer Leute ist doch auf der Suche nach diesem vermissten Großindustriellen. Und die Kriminalwache hat mal wieder einen merkwürdigen Todesfall?«

Helmut Schiller lachte leise. »Ja und nein, mein Freund. Nicht wir, sondern die Wasserschutzpolizei hat eine Leiche aus dem Rhein gefischt. Der Bootsführer von WSP 1 ist in heller Aufregung und meinte, es soll mal schnellstmöglich jemand vom KK 11 rüberkommen. Und da du auf der Liste stehst ...«

»Schon gut, du musst dich nicht entschuldigen. Ich bin in einer Viertelstunde im Präsidium.«

Als Heppner auflegte und sich umdrehte, stand Marion bereits hinter ihm. »Ich habe schon gehört, die Arbeit ruft. Geh du mal schön Mörder fangen und lass deine arme, verkrüppelte Lebensabschnittsgefährtin allein zu Hause sitzen«, sagte sie. »Das war ein Scherz«, fügte sie schnell hinzu, als sie sah, wie seine Gesichtszüge entgleisten.

»Aber kein besonders guter«, versetzte Heppner gepresst. »Es lag zu viel von der Wahrheit, wie du sie siehst, darin. Merk dir eins: Du bist nur deshalb noch meine Lebensabschnittsgefährtin und nicht meine Ehefrau, weil du gesagt hast, du willst mich nicht heiraten, solange du noch nicht wieder vollständig geheilt bist. Du musst doch allmählich gemerkt haben, dass ich nicht aus Mitleid mit dir zusammen bin. Und verkrüppelt bist du noch lange nicht.«

Seine Freundin sah bekümmert aus. »Ich glaube, ich muss noch einiges über schwarzen Humor lernen. Dieser Versuch ist jedenfalls gründlich danebengegangen. Hast du schon eine Ahnung, wie lange du weg sein wirst?«, wechselte sie schnell das Thema.

Heppner zuckte die Achseln. »Wie üblich gar keine. Ich weiß nur, dass wir es mit einer Wasserleiche zu tun haben. Je nachdem, wie lange der Körper im Wasser gelegen hat, kann das ganz schön unappetitlich sein.«

Marion schüttelte sich, und Heppner konnte das nur zu gut ver-

stehen. Er wertete es als gutes Zeichen, dass sie ihm zum Abschied mit der linken Hand über die Wange strich.

Der Nachteil des Umzugs nach Wanheimerort bestand darin, dass Heppner seither nicht mehr zu Fuß zum Präsidium laufen konnte. Der Vorteil: Sein Auto stand jetzt in einer Garage. Dementsprechend war sein BMW beim Einsteigen zwar kalt, aber nicht eisig, und er brauchte auch keine Scheiben freizukratzen. Heppner warf die Zeitung auf den Beifahrersitz und startete den Motor. Respekt, dachte er. Achtzehn Jahre alt und springt immer noch beim ersten Versuch an. Er setzte aus der Garage zurück, fuhr durch das Hoftor und musste erst an der nächsten Ampel wieder bremsen.

Gewohnheitsmäßig warf er einen Blick auf die Schlagzeilen und stellte fest, dass die Meldungen nach wie vor vom rätselhaften Verschwinden des Kamp-Lintforter Großindustriellen beherrscht wurden. Heute lautete die Meldung: »Steuerflucht oder Entführung? Nach wie vor keine Spur vom Vorsitzenden der KMP-Gruppe.«

Ein Hupen hinter ihm riss ihn von der Zeitung los. Heppner wedelte dem schimpfenden Fahrer hinter ihm entschuldigend mit der Hand zu und machte, dass er weiterkam.

Zur Kriminalwache zu kommen war an diesem Sonntag im Januar 2013 nicht ganz so einfach. Seit etwa einem halben Jahr liefen Umbaumaßnahmen im Foyer des Präsidiums, sodass man nur durch den Nebeneingang an der Kantine ins Präsidium gelangen konnte. Während wochentags ein Pförtner Wache hielt, musste man am Wochenende klingeln und darauf warten, dass jemand von der Hauptwache der PI Mitte herbeieilte und die Tür öffnete. Das konnte mitunter dauern, wobei dies nicht auf die Böswilligkeit der Kollegen zurückzuführen war, sondern auf den Personalmangel und die Einsatzbelastung der restlichen Kräfte.

Diesmal ging es recht flott, und Stefan Kurz, den alle wegen seiner Ähnlichkeit mit Captain Picard von der Enterprise nur Jean-Luc nannten, ließ Heppner sogar ausnahmsweise durch den Sicherheitsbereich im Erdgeschoss. Helmut Schiller war beeindruckt, als der Mordermittler plötzlich aus der Tür in seinem Rücken auftauchte.

»Man sieht, dass du Beziehungen hast«, grinste er. »Sogar mich haben sie letztens den Umweg laufen lassen. Sieh zu, dass du dir einen Wagen schnappst und nach Ruhrort düst. Die WSP 1 hat

schon an der Wache am Vinckeufer angelegt, und die Leute sind in heller Aufregung. Soll ich schon mal die gesamte Bereitschaft zusammentrommeln?»

Heppner schüttelte den Kopf. »Lass das erst mal, Helmut. Vorher will ich mir ansehen, wen oder was die WSP da aus dem Rhein gefischt hat.«

Im Gegensatz zu seinem BMW war der Dienstgolf, in den er einstieg, eiskalt. Der Nieselregen der letzten Stunden hatte zudem dazu geführt, dass der ganze Wagen mit einer dünnen Eisschicht bedeckt war. Heppner verschwendete fünf Minuten mit der natürlich vergeblichen Suche nach einem Eiskratzer und holte dann seinen aus dem BMW. Nur nachher nicht liegen lassen, ermahnte er sich selbst. In einem Dienstwagen vergessene private Dinge lösten sich gewöhnlich binnen weniger Stunden auf. Nicht dass er seinen Kollegen zutraute, seine Handschuhe oder seinen Schirm zu klauen. Nein, die Sachen lösten sich tatsächlich auf.

In Ruhrort war es saukalt. Irgendwie hatte Heppner den Eindruck, dass der Fluss, an dessen Seitenkanal sich der Bootssteg der WSP befand, auch das letzte bisschen Wärme aus der Luft sog. Trotz dicker gefütterter Lederjacke, Handschuhen, Schal und Stiefeln begann er zu zittern, als er den Steg zum modernsten Boot der WSP-Flotte hinabstieg. Unten begrüßte ihn der Bootsführer, der sich als Hauptkommissar Thomas Sielmann vorstellte.

»Wir waren auf unserer üblichen Streifenfahrt, also den Rhein flussabwärts bis Emmerich, als wir in Höhe Stromkilometer 788,5 etwas im Wasser treiben sahen. Es –«

»Moment, ich bin nicht vom Fach«, unterbrach Heppner den Kollegen. »Stromkilometer 788,5 – was heißt das im Klartext?«

PHK Sielmann lächelte milde. Offenbar war er diese Art von Dilettantismus von den Landratten-Kollegen gewohnt. »Das ist in Höhe der Einmündung der Alten Emscher, also im Duisburger Norden in der Nähe des Hamborner Industriegeländes. Wir haben da etwas Helles im Wasser gesehen und sahen nach. Als wir feststellten, dass es sich um einen menschlichen Körper handelt, haben wir die Gig zu Wasser gelassen und den Körper geborgen. Wir sind dabei vorsichtig vorgegangen, um keine eigenen Spuren zu hinterlassen.«

Bevor Heppner auch nur Anlauf dazu genommen hatte, nahm

PHK Sielmann seine Frage vorweg: »Der Körper befindet sich noch an Bord. Er liegt auf dem Vorschiff. Damit meine ich, da vorne in Richtung Bug.« Und er zeigte in die entsprechende Richtung.

Nachdem Heppner die schützende Plane zurückgeschlagen hatte, sah er einen aufgedunsen wirkenden Leichnam vor sich liegen. Über das Geschlecht konnte kein Zweifel bestehen, denn der Tote war nackt. Dennoch wirkten seine Genitalien merkwürdig deformiert.

»Fischfraß?«, fragte er Sielmann, doch dessen Widerspruch kam sofort und aus tiefster Überzeugung.

»Nee. Barsche hätten von den Genitalien gar nichts übrig gelassen. Und das sind auch keine Bisswunden, sondern es sieht so aus, als wär ihm der Schwanz geplatzt. Entschuldigung«, murmelte er. »Wir sehen so viele Wasserleichen, dass man sich eine furchtbare Schnodderigkeit angewöhnt.«

»Take it easy, Kollege. Geht uns doch genauso.« Heppner grinste Sielmann zu, der sich sichtlich entspannte. Sein Blick fiel auf scharftige Verletzungen an einem Bein des Toten, und er wies Sielmann darauf hin.

»Könnten vielleicht von einer Schiffsschraube stammen«, sagte dieser, »aber ... Ich weiß nicht. Die Wunden sind zu gleichmäßig und viel zu klein für die Schraube eines Frachters. Ein Sportboot hätte den Muskel komplett durchtrennt. Nein, das muss was anderes gewesen sein.«

Trotz starken Widerwillens begann Heppner damit, die Leiche abzutasten. Das Fleisch war noch fest und löste sich noch nicht von den Knochen, was auf eine relativ kurze Liegezeit im Wasser schließen ließ. Der Bauchbereich war hart und aufgebläht. Nicht überraschend bei einer Wasserleiche, die lange unter Wasser gelegen hatte und durch die Darmgase wieder an die Oberfläche gestiegen war. Dafür war die Leiche aber noch zu frisch.

Merkwürdig, dachte Heppner und tastete die Leiche weiter ab, bis er zu den Rippen kam. Entsetzt hielt er inne. Während sich auf der Haut des Brustkorbs nur schwache dunkle Spuren von Gewalteinwirkung zeigten, hatte irgendeine furchtbare Kraft die Rippen des Mannes in Mus verwandelt. Heppner trat einen Schritt zurück, und jetzt bemerkte er die unnatürlichen Stellungen von Unterarmen und Fingern.

»Mann, hat dieser Bursche überhaupt noch einen heilen Knochen im Leib? Sieh dir das an, Thomas. Waren das Schiffsschrauben, oder hat er sich die Verletzungen zugezogen, als der Körper über Grund schleifte?«

Erneut schüttelte sein Kollege den Kopf. »Keinesfalls! An der Haut sehe ich keine offenen Verletzungen, wie sie vom Schotter auf Grund verursacht worden wären. Keine Chance. Das war massive äußere Gewalt. Ob ante oder post mortem, das wird uns nur ein Rechtsmediziner sagen können.«

Heppner nickte nachdenklich und sah dem Toten zum ersten Mal direkt ins Gesicht. Was er sah, ließ ihn die Brille abnehmen, die Augen reiben und nochmals genauer hinsehen. Tatsächlich, er war es. Obwohl er durch das Liegen im Wasser etwas aufgedunsen war und das ansonsten sorgfältig gescheitelte Haar jetzt platt an seinem Kopf klebte, ließen die markante Nase und die breite Narbe auf seinem rechten Jochbein, die von seiner Mitgliedschaft in einer schlagenden Studentenverbindung stammte, keinen Zweifel zu. Heppner hatte sein Bild in den letzten drei Wochen oft genug gesehen, und so griff er zum Handy und rief Helmut Schiller an.

»Trommle alles zusammen, was Beine hat, Helmut. Schick die Gesellschaft für Leichenwesen her und lass schon mal alles für eine Autopsie vorbereiten. Ja, heute, Helmut. Benachrichtige Professor Kürten vom Rechtsmedizinischen Institut; der wartet nur auf solche Anrufe. Und: Ist noch jemand von der Soko François im Haus? Dann verbinde mich mal mit ihnen.«

Nur wenige Sekunden später hatte Heppner seinen Kollegen Detlef Schall in der Leitung. »Hallo, Detlef«, flötete er zuckersüß in den Apparat, »soviel ich weiß, sucht ihr immer noch den Vorsitzenden der KMP?«

»Na klar, du Blödmann. Würde ich mir sonst das Wochenende versauen?«

»Tja, dann habe ich eine gute und eine schlechte Nachricht für dich«, sagte Heppner und blickte auf den Toten zu seinen Füßen. »Die gute ist: WSP 1 hat ihn gerade gefunden. Und die schlechte, dass er mit Sicherheit nicht freiwillig nackt in den Rhein gesprungen ist, nachdem man ihm alle Knochen gebrochen hatte.«

ZWEI

Dreißig Minuten später hatte die Gesellschaft für Leichenwesen, im Dienstjargon kurzerhand zu »der Gesellschaft« abgekürzt, die sterblichen Überreste von François Kollmann abgeholt und zur Pathologie der Uniklinik Düsseldorf transportiert, wo die Autopsie stattfinden sollte. Heppner fuhr gleich hinterher, da bei einer Sectio, so der Fachbegriff, ein Polizeibeamter als Zeuge anwesend sein musste. Der Weg nach Düsseldorf ließ ihm Zeit, sich die Informationen über Kollmanns Verschwinden ins Gedächtnis zu rufen.

François Kollmann war einundsechzig Jahre alt und mit dem Tod seines älteren Bruders vor knapp zehn Jahren Vorstandsvorsitzender der KMP AG geworden. Das Kürzel stand für »Kollmann Martial Projects«, was unschwer darauf schließen ließ, dass er sein Geld mit der Produktion und dem Verkauf von Kriegswaffen verdiente. Dies brachte ihm natürlich etliche Feinde ein, insbesondere seitdem er in einem Fernsehinterview vor einem Jahr den Film »Lord of War« mit Nicolas Cage als seinen Lieblingsfilm bezeichnet hatte. Kurz darauf hatte es einen Vorfall gegeben, als eine Friedensaktivistin ihn mit einem Blutbeutel attackiert hatte. Trotzdem wagte Heppner zu bezweifeln, dass Menschen, die den Frieden als höchstes zu schützendes Gut betrachteten, plötzlich zu skrupellosen Folterknechten wurden.

Kollmann war geschieden und hatte zwei mittlerweile erwachsene Kinder. Das Verhältnis zu seiner Exfrau und den Kindern schien jedoch miserabel zu sein, da sie sich nach seinem Verschwinden kategorisch weigerten, mit der Polizei zu kooperieren und Informationen preiszugeben, die für eine Suche hätten verwendet werden können. »Wir wollen nichts mehr mit ihm zu tun haben« lautete die einhellige Antwort. Danach hatten sie die Verbindung abgebrochen.

Auf Antrag der Staatsanwaltschaft wurde seither sogar die Telekommunikation von Sylvia, Carsten und Carolin Dahms – sie hatten nach der Scheidung den Mädchennamen der Mutter als Familiennamen gewählt – abgehört, aber das einzige relevante Gespräch hatte

zwei Tage nach der polizeilichen Kontaktaufnahme zwischen Bruder und Schwester stattgefunden. Carolin hatte ihren Bruder rundheraus gefragt, ob er etwas mit dem Verschwinden von »ihm« (sie nannte Kollmann nicht einmal mehr ihren Vater) zu tun habe. Carsten hatte dies energisch bestritten und geantwortet, wahrscheinlich habe er von jemand anderem das bekommen, was er seit Langem verdiene. Die Begeisterung, mit der Carolin die anschließenden Worte »Oh ja, das hoffe ich« ausstieß, ließ die Ermittler vermuten, dass innerhalb der Familie etwas Gravierendes vorgefallen war. Für sie war es daher nicht überraschend gewesen, dass die Vermisstenanzeige am 19.12.2012 vom Sozius der KMP erstattet worden war.

Kollmann war am Vortag zuletzt lebend gesehen worden. Sein Butler Graham Jeffries erklärte, dass »der gnädige Herr« wie jeden dritten Dienstag im Monat zu einer Herrenrunde gefahren sei, welche sich pünktlich um achtzehn Uhr treffe. Wo, wusste er nicht, und er konnte auch nicht sagen, wer noch zu dieser Herrenrunde gehörte. Zumindest den Treffpunkt, das Hotel Van der Valk in Moers, bekamen die Fahnder durch den Hinweis der Hotelangestellten Stephanie van Polter heraus. Ihr war zwar bekannt, dass sich dort des Öfteren mehrere gut situierte Herren trafen, und eine Lichtbildvorlage ergab, dass Kollmann einer davon war, aber die Namen der anderen Männer kannte sie nicht, weil sich die Männer nur kurz im Hotel trafen und einen Kaffee tranken und danach mit unbekanntem Ziel weiterfahren.

An jenem Dienstag sei Kollmann nicht eingetroffen. Die Männer hätten zwar versucht, ihn anzurufen, seien dann aber ohne ihn aufgebrochen. Stephanie van Polter war sich sicher, dass einer der Männer gesagt hatte: »Wo bleibt denn Kollmann? Frag doch mal, wo er steckt.« Durch die Fahndungsaufrufe im Fernsehen habe sie Kollmann erkannt und sofort die Polizei gerufen. Sie sei sich sicher, dass sich Kollmann immer mit genau vier Freunden getroffen hatte, wusste aber eben keinen einzigen Namen.

Die Spur schien also in einer Sackgasse zu enden. Die einzige einigermaßen sichere Erkenntnis war, dass Kollmann auf dem Weg zu dieser Herrenrunde abgefangen worden sein musste. Auch von seinem Auto, einem silberfarbenen Jaguar XJ, fehlte bislang jede Spur.